

**Die Bedeutung der Liebesbeziehung der Eltern für die kindliche Entwicklung
Oder: Kann ein Paar ein Liebespaar bleiben, wenn es zum Elternpaar wird?**

Als ich gefragt wurde, ob ich für dieses Buch einen Artikel zur Elternarbeit in der Kindertherapie schreiben könnte, kam mir als erstes eine Erinnerung zum Thema „Mutterliebe“, die schon einige Jahre zurückliegt:

Ich war zusammen mit meiner Frau in einem Restaurant. Wir nahmen Platz und an einem Tisch in der Nähe befand sich eine Familie aus Mutter, Vater und einem etwa zehnjährigen Jungen. Die Mutter saß mit dem Rücken zu uns, rechts von ihr der Sohn, den beiden gegenüber der Vater. Als wir an unserem Tisch hinter der Familie Platz nahmen, waren die Drei bereits beim Nachtisch angelangt. Die Mutter schien mit essen schon fertig zu sein, sie machte einen entspannten Eindruck, saß etwas zurückgelehnt schräg in ihrem Stuhl und war dem Jungen in einer halben Körperdrehung zugewandt. Der schmuste die Mutter demonstrativ an, kuschelte sich in ihren Arm, streichelte sie und blickte verliebt zu ihr auf. Die Mutter nahm diese Zuwendungen gelassen freundlich an, drückte den Sohn hin und wieder zärtlich an sich und gab ihm ab und zu einen leichten Kuss aufs Haar. Der Vater saß aufrecht, den Sohn aufmerksam betrachtend, seiner Frau und dem Sohn gegenüber, die jedoch würdigten ihn keines Blickes. Der Vater nahm dann einen Löffel voll von seinem Nachtisch und wollte ihn dem Sohn zum Mund führen. Der drehte nur seinen Kopf weg. Erst als der Vater drängte, er solle doch kosten, ließ sich der Sohn herab, den Löffel Nachtisch zu nehmen, ohne aber dabei den Vater anzusehen. Nach einer Weile, in der die Zärtlichkeiten des Sohnes der Mutter gegenüber weitergingen, winkte der Vater dem Kellner, um zu zahlen. Nachdem das geschehen war, eilte der Sohn zur Garderobe, holte den Mantel der Mutter und half ihr galant unter der anerkennenden Geste des Vaters hinein. Dann nahm der Vater den Mantel des Jungen von der Garderobe und half nun seinerseits dem Sohn in das Kleidungsstück. Mutter und Sohn, gefolgt von dem offensichtlich auf seinen Sohn stolzen Vater, der im Hinausgehen in seinen Mantel schlüpfte, verließen das Lokal.

Diese kurze Szene regte in mir einige Überlegungen zur Beziehungsstruktur dieser Kleinfamilie an. Der Platz des Sohnes ist „zur Rechten“ der Mutter, sozusagen der Ehrenplatz. Für die Mutter steht die Beziehung zum Sohn an erster Stelle, die ihn dem Vater gegenüber vorzieht und damit aufwertet; er kann sich wie der Liebhaber der Mutter gebärden und hat es nicht nötig, sich mit dem Vater auseinander zu setzen. Der akzeptiert den Platz außerhalb der Mutter – Vater – Beziehung und stellt sich dem Sohn als Verehrer der Mutter an die Seite. Der Sohn darf mit Billigung der Mutter das Interesse des Vaters an ihm ignorieren, was in ihm die Fantasie entstehen lassen dürfte, dass er bei der Mutter wichtiger ist, als der Vater. – Im Vergleich zur Mutter – Sohn – Beziehung rückt damit die potentielle Sexualität

zwischen den Eltern an eine weniger wichtige Stelle. Dieses ganze Arrangement ist aber nur einigermaßen stabil, solange die Fiktion aufrechterhalten wird, dass es sich zwischen Mutter und Sohn um eine „reine“, d.h. asexuelle Liebe handelt.

Problematisch nach meiner Auffassung sind die hinter diesem Beziehungsmuster stehenden Vorstellungen und Werte, die in unserer Gesellschaft weit verbreitet sind. Das mythologische Bild hinter der Szene ist das Bild der jungfräulichen Gottesmutter Maria mit dem Jesuskind auf dem Arm, das bei uns jedem gegenwärtig ist. Es hat mit seiner eindrucksvollen Bildhaftigkeit eine Identität stiftende Wirkung auch auf Menschen, die kirchlich nicht oder nicht mehr gebunden sind. Es gehört so zu sagen zum problematischen Teil unseres christlich – abendländischen religiös-kulturellen Erbes.

Maria wird durch die „reine“, das heißt unsexuelle Empfängnis und die Geburt des göttlichen Erlösers, zur Gottesmutter, die allen irdischen „Niedrigkeiten“ und Urteilen enthoben ist. Die Identifikation mit ihr erlaubt es der Frau, elementare, für eine lebendige Partnerschaft unentbehrliche Erfahrungen zu vermeiden. So ist es für diese Art weiblichen Selbstbewusstseins nicht mehr nötig, die gemeinsame erotisch-sexuelle Hingabe mit dem Mann zu erleben, um sich als erwachsene, vollständige Frau sehen zu können, überhaupt kann sie nach christlicher Tradition auf die sexuelle Lust verzichten, ohne sich gesellschaftlich mangelhaft fühlen zu müssen. Dieser Verzicht ist verbunden mit der Gratifikation, die darin besteht, von der Wertschätzung und Anerkennung durch den Mann unabhängig zu sein. Es ist dann auch nicht nötig, sich in einer neuen, erwachsenen partnerschaftlichen Beziehungsstruktur mit und durch den Mann aus der eigenen elterlichen Verbundenheit und Verpflichtung zu lösen. Es kommt nicht zu einer eigenständigen, von den Eltern unabhängigen Paarbeziehung, aus der heraus der *gemeinsame* Wunsch nach Kindern erwachsen könnte. Nicht die lustvolle Paarbeziehung wird Grundlage der zukünftigen Familie, sondern die in der Regel von den Eltern übernommene gemeinsame Bezogenheit auf das Kind. Dieses Kind muss dann die letztlich unerfüllbare Aufgabe übernehmen, der Mutter, dem Vater und der Familie den Sinn zu geben, der durch den Verzicht auf die sinnlich-körperliche Verbundenheit des Elternpaares fehlt. Wenn der Mann sich diesem Arrangement einordnet – und das ist leider nur allzu häufig der Fall – wird seine Übernahme der desexualisierten Rolle Josefs aus der Weihnachtsgeschichte unvermeidlich. Für ihn ist es dann allerdings auch nicht mehr nötig, sich Frau und Kindern gegenüber als potenter Mann zu beweisen, es reicht, wenn er hingebend für die Familie sorgt. Nicht selten regrediert der Mann in dieser Beziehungsform seiner Frau gegenüber zum sexuell bedürftigen Kind, welches von der Mutter – Frau sexuell gestillt werden muss. Eine andere Möglichkeit, mit der eigenen sexuellen Potenz notdürftig umzugehen, ist, sich außerhalb der Ehe Möglichkeiten zu suchen, sich zu befriedigen, sei es durch ein verheimlichtes Verhältnis oder sei es durch den

Bordellbesuch. Manchen Männern reicht es auch, sich mit Hilfe der reichlich angebotenen sogenannten pornographischen Veröffentlichungen zu „erleichtern.“ – Das entscheidende Ergebnis dieses Prozesses ist es jedenfalls, dass die genitale Seite der Sexualität aus der Familie und aus der ehelichen Beziehung weitgehend ausgegliedert wird. Häufig ist das, was zwischen Frau und Mann dann an lustvoller Sexualität übrigbleibt, recht dürftig. Verbreitet ist die Erklärung, dass es doch ganz normal sei, dass die Verliebtheit nach einer gewissen Zeit nachlässt und man sich halt irgendwie arrangieren muss.

Die von mir geschilderte Familienszene im Restaurant könnte man als Beispiel für Mutterliebe im landläufigen Sinn verstehen: der Sohn wirbt um die Liebe der Mutter, die sich ihm vorbehaltlos zuwendet; der Vater liebt und verehrt seine Frau als Mutter und ist stolz auf die Galanterie und Aufmerksamkeit des Sohnes ihr gegenüber, er scheint nicht eifersüchtig auf diese Liebe zu sein, sondern fördert sie nach Kräften. und blafft seinen Sohn nicht harsch an, wie das ein anderer Vater tat, der in einer ähnlichen Situation dem Sohn den Rat gab: „Such dir selber eine Frau!“ Unausgesprochen hieß das: „Deine Mutter ist zwar deine Mutter, aber sie ist meine Frau und von der lässt du die Finger!“ - Die von mir geschilderte Liebe im Lokal ist nach herkömmlicher Vorstellung asexuell, wenn man nämlich, wie das weit verbreitet ist, Sexualität vorrangig als Genitalität versteht. Nach dieser Vorstellung haben Zärtlichkeiten, die nicht die Erregung der Genitalien und die physische Vereinigung im Sinn haben, nichts mit Sexualität zu tun. Im Neuen Testament wird für diese Art der Liebe der Begriff *agape* verwendet. Der Apostel Paulus hat über sie einen eindrucksvollen Hymnus verfasst.

In 1. Kor. 13. heißt es: „Wenn ich mit Menschen und mit Engelszungen redete und hätte die Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle...Die Liebe ist langmütig und freundlich, die Liebe eifert nicht, die Liebe treibt nicht Mutwillen, sie bläht sich nicht auf, sie verhält sich nicht ungehörig, sie sucht nicht das Ihre, sie lässt sich nicht erbittern, sie rechnet das Böse nicht zu, sie freut sich nicht über die Ungerechtigkeit, sie freut sich aber an der Wahrheit; sie erträgt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie duldet alles.“

Voraussetzung für diese Liebe ist aber, was im 7. Kapitel 29 ff des gleichen Briefes steht: *„Es ist gut für den Mann, keine Frau zu berühren. Aber um Unzucht zu vermeiden, soll jeder seine eigene Frau haben und jede Frau ihren eigenen Mann... Entziehe sich nicht eins dem anderen, es sei denn eine Zeit lang, wenn beide es wollen, damit ihr zum Beten Ruhe habt; und dann kommt wieder zusammen, damit euch der Satan nicht versucht, weil ihr euch nicht enthalten könnt.“*

Paulus legt in seiner Verkündigung den Grund für die Leibfeindlichkeit der Kirche, in der dann auch die Marienverehrung erblühen kann.

Ich habe häufig den Eindruck, dass bei vielen Frauen der intensive Kinderwunsch stärker ist, als der Wunsch nach oder die Fähigkeit zu einer stimmigen Paarbeziehung, aus der heraus der gemeinsame Wunsch nach Kindern organisch entstehen könnte. – Ich führe das darauf zurück, dass es in unserer durch die christliche Tradition geprägten Kultur kein gesellschaftlich anerkanntes positives Bild sinnlich erotisch – sexueller weiblicher Potenz gibt oder gegeben hat, mit der sich pubertierende Mädchen identifizieren könnten. – Eine sexuell potente Frau hat zwar in der Phantasie vieler Männer einen privilegierten Platz – obwohl sich auf der anderen Seite Männer solchen Frauen auch häufig unterlegen fühlen; die gesellschaftliche Anerkennung gilt jedoch weiterhin der Frau, die dem Mann treu ist und in erster Linie die Erfüllung ihres Lebens in ihren Kindern sieht. - Was sind die Folgen?

Bei der Frau entsteht bei dieser Art von Identifikation nicht selten ihrer vernachlässigten oder verdrängten sexuellen Bedürfnisse wegen eine latente Ablehnung gegen den Mann, weil der nicht in der Lage war, sie von ihrem Opfertrip abzuhalten, sondern sich lieber als bedürftiger Säugling an ihre Mutterbrust hängt, statt die gemeinsamen elementaren sexuell- erotischen Bedürfnisse lustvoll und selbstbewusst mit ihr zu leben. Dass sie ihr Leben als lebendige, lustvolle Frau für das Kind aufgegeben hat, richtet sich letztlich auch gegen das Kind selbst, so dass sie unabgelöst vom eigenen Elternhaus zum Teil bis ins Erwachsenenalter Zuwendung und „*elterliche Liebe*“ von ihrer jetzigen Familie beansprucht. („Deine Arbeit ist dir wichtiger, als ich“ oder: „sag mir, wie sehr liebst du mich?“) Mit der Sorge um und den Schwierigkeiten mit den Kindern fühlt sich die Frau vom Mann oft im Stich gelassen, ohne zu merken, dass sich schon lange eine Front zwischen ihr und den Kindern auf der einen Seite und dem scheinbar desinteressierten Vater auf der anderen gebildet hat.

Die Tatsache, dass Kinder heute in sehr vielen Fällen sogenannte Wunsch Kinder sind, das heißt, dass Schwangerschaft und Geburt nicht mehr wie in früheren Zeiten in einer Partnerschaft einfach passieren, sondern durch Empfängnisverhütung geplant werden können, führt zu einer problematischen Beziehung zum Kind. Die Geburt eines Kindes ist nicht mehr natürliches Schicksal, mit dem man sich zu arrangieren hat, sondern es ist das Ergebnis einer Entscheidung der Eltern, einem Wunsch, meist vor allem der Mutter entsprechend. Dieser Wunsch ist mit vielerlei Erwartungen verbunden. Das Kind, vor allem der Sohn, soll der Mutter Bedeutung verleihen, ihr das Bewusstsein geben, eine gute Mutter, ein wertvoller Mensch zu sein. Er soll sie glücklich machen und über alle möglichen Enttäuschungen, vielleicht auch von ihrem Mann, entschädigen, er soll, wie in dem geschilderten Fall, unter Umständen Einsamkeit und Verlorenheit der Mutter beenden, in vielen Fällen sogar den Partner ersetzen. Ich denke, man tut gut daran, diese gesellschaftlichen Entwicklungen im Kopf zu haben, die aus Kindern „Glücksbringer“ und Stifter von

„Lebenssinn“ machen wollen. Wodurch Eltern wie auch die Kinder überfordert sind. Das „Privileg“, ein Wunschkind zu sein, muss teuer bezahlt werden. Die Mutter kann eigentlich gar nicht anders als vom Kind Dankbarkeit und unbedingte Loyalität zu erwarten. Wenn das Kind aber seinen eigenen Weg gehen will, kann es dann ganz schnell heißen: *„Ich habe alles für dich gegeben und aufgegeben und wie dankst du es mir?“*

Der Sohn des oben zitierten uneinfühlsamen Vaters hat es da schon leichter, denn er muss nicht für die Mutter da sein, dafür sorgt ja der Vater. Die Eltern können für diesen Sohn ein von ihm auf stimmige Weise abgegrenztes Paar sein. -

Nicht selten verändert sich die Liebesbeziehung zwischen dem Paar mit der ersten Schwangerschaft der Frau und der Geburt eines Kindes. Eine Frau erzählte mir von der Schwierigkeit, vor und nach der Geburt ihres ersten Kindes ihren Mann davon zu überzeugen, sie „in Ruhe“ zu lassen, das heißt auf den Koitus mit ihr zu verzichten, vor allem, weil sie sich direkt nach der Geburt verwundet fühlte. Die Vereinbarung zwischen ihnen, für die sie dankbar war, bestand darin, dass es für die Beiden eine Weile keine Sexualität gab; aber was heißt das? Es wurde wohl so gesehen, dass der Mann auf seine sexuelle Befriedigung durch den Koitus verzichtete. Wenn diese Befriedigung der Hauptinhalt der sexuellen Beziehung des Paares ist, dann ist der Verzicht darauf für den Mann tatsächlich ein Opfer. Anscheinend waren die Beiden nicht in der Lage, die faszinierende Veränderung zu erleben, die mit einer Frau und einer Beziehung vor sich geht, wenn ein gemeinsames Kind diese Beziehung erweitert. Natürlich werden auch Erotik und Sexualität sich verändern und auch das kann für das Paar eine Bereicherung sein. Problematisch wird es allerdings, wenn die Frau sich aus Enttäuschung über ihren Mann nun ganz dem Kind zuwendet und von ihm allein Liebe und Bestätigung erhalten muss.

Bedürftigkeit statt Potenz - Ich muss noch einmal auf die Folgen der Abwertung des Sinnlich- Körperlichen gegenüber dem so genannt Geistig - Seelischen für die männliche Sexualität zu sprechen kommen. Ich habe dargelegt, auf welche Weise die genitale Sexualität aus der Familie häufig ins pornographische Abseits abgeschoben wird. Die Familienatmosphäre kann dann liebevoll aber sexuell neutral, sie kann langweilig, oder sie kann absolut steril werden. Wenn ich nach der Sinnlichkeit und Sexualität in der Familienherkunft frage, höre ich immer wieder von Patienten: „Sexualität war bei uns absolut tabu, darüber konnte nicht gesprochen werden“. Jungen in der Pubertät erfahren aus dieser Stimmung, dass ihre erwachende sexuelle Neugierde und ihre sexuellen Bedürfnisse etwas sind, was „nicht dazugehört“. Man könnte auch formulieren, dass die Familie frei von Sexualität zu sein hat. Auf diese Weise lernen die Jungen ihre Sexualität nicht als eine, mögliche Potenz, auf die man stolz werden kann, kennen, sondern als ein zu stillendes Bedürfnis. Wenn sie dann noch von erwachsenen Männern den geistreichen Spruch mitbekommen: *“...das kann man ja auch nicht durch die Rippen*

schwitzen“, wird ihnen nahegebracht, dass Sexualität nicht ein lustvoller Teil ihres Lebens werden kann, sondern dass man sehen muss, dieses die sonstigen Beziehungen störende Bedürfnis, diese manchmal lästige Notdurft, loszuwerden. Die Frau wird für einen so sozialisierten Mann oft zur Mutterfigur, die seine sexuellen Bedürfnisse stillen, seine sexuelle Not (-durft) lindern muss. Frauen klagen in dieser Lage nicht selten: „*Ich kann doch nicht noch ein zusätzliches Kind gebrauchen!*“. Dass die unbewusst und ungewollt gemeinsam hergestellte lustfreie Beziehungsstruktur der Familie eine zentrale Ursache für den verständlichen Frust beider Partner darstellt, kann oft nicht gesehen werden. - Eine Tendenz unserer Gesellschaft geht dahin, die reine, unsexuelle Familienatmosphäre von einer faszinierenden immer groteskere Blüten treibenden Pornowelt zu trennen. Ich sehe diese fatale Trennung vorgebildet in der paulinischen Trennung von agape und sarx (das niedere fleischliche Bedürfnis) und als Idealbild in der jungfräulichen geschlechtslosen Muttergottes mit dem Jesuskind auf dem Arm und dem von keiner Begierde geplagten treu sorgenden Josef neben sich.

Wir kommen nicht darum herum, uns mit den Begriffen Sexualität und Liebe eingehender auseinander zu setzen; dabei ist es unvermeidlich, die Vorstellung, die wir von uns als Menschen haben, genauer zu betrachten. Sigmund Freud, auf den ich mich in meinen Überlegungen beziehe, sieht den Menschen nicht als ein aus verschiedenen Teilen zusammengesetztes Wesen, beispielsweise aus Körper und Seele, wie die christliche Tradition, wobei die Seele das Wesentliche das den Tod überdauernde in dieser Tradition ist, und der Körper **bloß** tote Materie. (oder wie der Philosoph Descartes, der den Menschen zusammengesetzt sieht aus zwei verschiedenen Substanzen der denkenden und der ausgedehnten, körperlichen Substanz.) Für Freud, einen Naturwissenschaftler seiner Zeit, ist der Mensch lebendige Materie; der menschliche Körper ist dabei aber eben nicht **bloße, tote** Materie, das ist er erst nach seinem Tod, sondern dieser Körper denkt, fühlt, hat Angst, freut sich, hofft, strebt nach dem Sinn des Lebens ebenso wie nach Lust, er hasst und liebt und ist eben ein lebendiges Wesen; wir sind lebendige körperliche Wesen. Man kann auch sagen, dass wir Menschen nicht einen Körper **haben**, sondern dass wir Körper **sind**. Klaus Meyer-Abich hat das sehr schön so formuliert: „*Im Menschen ist die Materie zum Geist erblüht.*“

In diesem Körper, der ich bin, entwickelt sich vom ersten Tag meiner Existenz an das, was Freud Sexualität nennt, wobei die Fähigkeit erwachsener sexueller Lust in der genitalen Vereinigung nur das Ergebnis dieser Entwicklung ist. Wenn dieses „Ziel“ ohne große Störungen erreicht werden konnte, können wir auch von der Fähigkeit zu leidenschaftlicher, sinnlich lustvoller Liebe sprechen.

Der Beginn der sexuellen Entwicklung findet in und an unserem elementarsten Sinnesorgan statt, der Haut. Jeder, der schon einmal einen Säugling hochgehoben

und einen Kuss auf seinen Körper, seine Haut gegeben hat, weiß um die sinnlich körperliche Lust dieses Vorgangs. Und dieser Kuss und das gegenseitige Erleben der Haut gehört zur frühesten, beglückenden Verbindung zwischen Mutter und Kind. Auch der Vorgang des Stillens und gestillt Werdens ist eine der Grundlagen der sich entwickelnden Sexualität. Hier entstehen Vertrauen und Geborgenheit in Welt und Menschen oder bei Mangel Erfahrungen Misstrauen und Verlassenheit als Grundhaltung, was sich im Kontakt und im Umgang mit anderen ein Leben lang auswirken kann. Diese Entwicklungsphase wird die orale genannt, weil beim Stillvorgang die Mundschleimhaut das zentrale Körperorgan ist. Welche beglückende Haut-Erfahrung dieses früheste Element der kindlich - mütterlichen Liebe in der geglückten erwachsenen Sexualität darstellt, welche Bedeutung die Mundschleimhaut beim Kuss spielt, muss ich nicht weiter ausführen.

In der nächsten Phase, der analen, stehen die Ausscheidungsvorgänge und die Schleimhaut des Anus im Mittelpunkt des Erlebens. Im zweiten und dritten Lebensjahr gewinnt das Kind langsam die Kontrolle über die Ausscheidungsvorgänge. Zurückhalten und Hergeben können lustvoll erlebt werden. Das Zusammenspiel zwischen Eltern und Kind in dieser Zeit beeinflusst sein Selbstbewusstsein. Das Kind kann sich über das Zurückhalten oder Hergeben der Ausscheidungsprodukte in eine neue Beziehung zu den Eltern setzen. Es kann durch das Hergeben des Stuhls ein körperlich erlebtes „Ja“ *ausdrücken* und sich im Zurückhalten verweigern und ein „Nein“ bewirken. Ansatzweise wird in dieser Phase das Zusammenspiel von Hergeben und Behalten, von Geben und Nehmen mit den Angehörigen eingeübt und strukturiert. Die erotische Beziehung zu Be-Sitz und der Umgang damit haben hier ihren Anfang. Können die Eltern den spielerischen Umgang von Zuneigung und Abgrenzung, von Liebe und Hass akzeptieren, kann sich ein selbstbewusstes, gleichzeitig flexibles kindliches Ich entwickeln.- In diesem Alter wird auch die Voraussetzung für eine dann in der Pubertät und Adoleszenz wichtige Eigenschaft gelegt, die **Widerspenstigkeit**. Thomas Stark (2007) betont, dass es für die Entwicklung einer stabilen Individualität zentral wichtig ist, in der Familie einen Entwicklungsraum zu haben, in dem die eigene unverwechselbare Identität sich in auch konträrer und aggressiver Form zeigen kann. - Später steht und fällt die erwachsene geschlechtliche Beziehung auch ganz wesentlich mit dem Zusammenspiel dieser früh erworbenen Fähigkeiten von Geben und Nehmen und von unter Umständen verletzender, aber notwendiger Abgrenzung einerseits und dem liebevollen sich dem Partner öffnen auf der anderen Seite.

Zwischen dem vierten und dem sechsten Lebensjahr ist das Kind in der ödipalen oder phallischen Phase“. Hier werden die Themen, die sich rund um das eigene Geschlecht, die Sexualität und die Geschlechterrollen drehen für die Kinder brennend interessant und wichtig. Mädchen und Jungen entdecken intensiv den Unterschied zwischen den Geschlechtern. „Doktorspiele“ sind jetzt angesagt.

Mädchen, die nicht wegen ihres Genitales beschämt worden sind, zeigen es gerne her, um bewundert zu werden und um stolz zu zeigen, was sie da Schönes haben. (Holtzmann und Kulisch 2008) Buben veranstalten „Pinkelwettbewerbe“ um herauszufinden, wer den größten Bogen raus hat. - Das Mädchen erlebt im Vater ihren ersten Geliebten, ist eifersüchtig auf die Mutter und hat keinen Zweifel, den Vater später zu heiraten. Der Junge umwirbt leidenschaftlich die Mutter-Geliebte und sieht im Vater den zu beseitigenden Rivalen. Für Freud stand die Sage von Ödipus, der den Vater erschlug und ohne es zu wissen, die Mutter heiratete, Pate für den Namen dieser Entwicklungsphase. Diese erste heftige, leidenschaftliche Liebe, ist jedoch noch nicht ein genital auf eine andere Person gerichtetes Begehren. Trotzdem ist diese Liebe eine leidenschaftliche geschlechtliche Liebe, die den gegengeschlechtlichen Elternteil meint und diesen auch intensiv emotional berühren kann.

Durch die ideologische Desexualisierung der elterlichen Beziehung zu den Kindern entsteht die Vorstellung, dass das heranwachsende Mädchen auf den Vater keine erotische Ausstrahlung haben sollte, denn Erotik sollte es ja, wenn überhaupt, nur zwischen den Eheleuten geben. Auch eine attraktive fremde Frau sollte den verheirateten Mann nicht interessieren. Man bekommt dazu von Frauen oft empört und gekränkt zu hören: „Er schaut anderen Frauen hinterher!“ - wo immer noch der Jesus zugeschriebene Satz aus der Bergpredigt nachwirkt: „Wer eine Frau begehrt anschaut, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen“. Dieses in unserer Tradition immer noch sehr verbreitete Fantasieverbot setzt in fataler Weise Fantasie und Tat gleich, so dass ein Vater, der von der erwachenden Weiblichkeit seiner Tochter fasziniert ist, das nach christlicher Ethik schon als sexuellen Übergriff einordnen müsste. Für die Tochter ist es aber wichtig zu spüren, dass sie als verführerisches weibliches Wesen vom Vater wahrgenommen und bestätigt wird, der es aber seinerseits nicht nötig hat, sich seine männliche Potenz von der Tochter bestätigen zu lassen, sondern der mit seiner Frau lustvolle Sexualität leben kann und von da aus zusammen mit ihr sich an der lebendigen und sinnlichen Entwicklung seiner Tochter freuen und darauf stolz sein kann. Wenn sich das Mädchen mit diesem elterlichen Vorbild identifizieren kann, hat sie am ehesten die Möglichkeit ihre eigene weibliche Identität zu entwickeln.

Eine Paarbeziehung kann durch diese kindlich-jugendliche Liebe in heftige Turbulenzen geraten; dann nämlich, wenn die erotisch - sexuelle Leidenschaft zwischen den Partnern erloschen ist oder noch nie richtig vorhanden war. Auf einmal merkt der Mann, dass er erotisch in einer Weise von seiner Tochter berührt wird, wie es in der Ehe nicht oder nicht mehr geschieht. Die Frau merkt, wie die Tochter den Vater in einer Weise berühren und begeistern kann, wie es zwischen ihnen nicht (mehr) möglich ist.

Ich denke, dass Frauen es in unserer durch Mütterlichkeit identifizierten Gesellschaft schwerer haben, Liebe zum Sohn, die seine Entwicklung hemmt, wahrzunehmen und zu reflektieren, als Männer ihren Töchtern gegenüber. Die erotisch getönte Liebe des Vaters der Tochter gegenüber steht von vornherein unter dem gesellschaftlichen Generalverdacht des sexuellen Missbrauchs, während Mutterliebe tendenziell unter dem Deckmantel der Fürsorge „rein“ ist, wie ich das in der Schilderung der Eingangsszene im Restaurant deutlich zu machen versuchte. Die „Unverschämtheiten“ überumsorgter Söhne ihren Müttern gegenüber die gehäuft später in der Pubertät auftreten, sind m.E. in der Regel späte unbewusste Versuche, die Eltern, dazu zu bewegen, sie endlich loszulassen. Diese „Widerspenstigkeiten“ sind generell heftiger, als die von Mädchen ihren Vätern gegenüber. Die Söhne müssen sich tendenziell stärker gegen den liebevollen Missbrauch ihrer Mütter zur Wehr setzen, als Mädchen ihren Vätern gegenüber. Diejenigen Väter, die bei der Überbehütung ihrer Söhne Bedenken bekommen, haben es meist sehr schwer das Verhalten ihrer Frau anzusprechen oder gar zu korrigieren. Vor allem wenn sie in Patchworkfamilien nicht die leiblichen Väter sind, kommen sie leicht in die Rolle von „Kinderfressern“, die weder ihre Partnerinnen noch die Bedürfnisse der „armen“ Söhne richtig erkennen. Es gibt eine sehr aufschlussreiche Interpretation des Märchens vom Wolf und den sieben Geißlein, (Mallet, 1990) wo das Schicksal eines solchen vergeblich um seine Kinder bemühten Vaters, der zum bösen Wolf gemacht wird, Thema ist. Das ist natürlich den Beteiligten nicht bewusst, erleichtert diese aber deutlich, wenn der dargestellte Zusammenhang aufgedeckt und korrigiert werden kann, z.B. in einer psychotherapeutischen Elternarbeit.

Mütter können viel zur gesunden Entwicklung ihrer Söhne beitragen, wenn sie mit ihrem Partner auch den Kindern gegenüber eine gleichberechtigte Elternpartnerschaft leben. Das heißt, dass sie auf ihr „Erziehungsmonopol“ verzichten und den Vater in seiner Art, mit den Kindern umzugehen, respektieren. Das hat natürlich nur dann einen Sinn, wenn dieser nicht, wie in meinem Eingangsbeispiel schon als Josef in die Mutterverehrung eingemeindet ist. Söhne haben dann die Möglichkeit, sich mit dem Vater zu identifizieren, indem sie sich mit ihm auseinandersetzen können. Das wiederum setzt voraus, dass das Paar die Differenzen in den Erziehungskonzepten und in ihren jeweils unterschiedlichen Lebensarten in einer kritischen Toleranz permanent bearbeitet und diese „Andersheit des Anderen“ (Küchenhoff,1999) nicht nur toleriert, sondern auch lieben gelernt hat. Diese schwierige Aufgabe erweist sich nicht selten als „Sollbruchstelle“ von Beziehungen.

Zurück zur weiteren geschlechtlichen Entwicklung! Nach Freud findet die ödipale Phase ihr stimmiges Ende in dem, was er den *Untergang des Ödipuskomplexes* genannt hat. Wenn die Entwicklung gut läuft und die Kinder merken, dass das Elternpaar wirklich ein Paar ist, das man - unglücklich - glücklicherweise nicht

trennen kann, weil die sich lieben und auf die Liebe der Kinder nicht unbedingt angewiesen sind, können diese ihren Besitzanspruch aufgeben, sich mit dem gleichgeschlechtlichen Elternteil identifizieren und sich damit abfinden, wenn sie „groß sind“ - wie die Eltern selber auch einen Partner zu suchen und zu finden.

Nach bestandenerem *Ödipus* wendet sich in der so genannten *Latenzphase* das Interesse des Kindes von der engeren Familie weg den gleichaltrigen anderen Jugendlichen des gleichen Geschlechtes zu. Auf dem Hintergrund der familiären Geborgenheit, aber auch in kritischer Abgrenzung zur eigenen Familie wird interessant, wie es die anderen machen. Man schließt Freundschaften, ordnet sich Gruppen von Gleichaltrigen ein, übernimmt deren Haartracht und Mode, auch um auszuprobieren, wie die Eltern darauf reagieren. Es ist Arbeit an einer neuen Identität, in der versucht wird, Überkommenes und Neues zu vereinbaren. - Auch die Erfahrungen dieser Phase spielen für die erwachsene Partnerschaft eine wichtige Rolle. Das solidarische Erleben mit Menschen des eigenen Geschlechtes und die Orientierung daran werden im Angezogensein durch das andere Geschlecht und der Abgrenzung von ihm eine wichtige Rolle spielen. In unserem elementaren Selbstbewusstsein sind wir in erster Linie nicht Mensch, sondern Frau oder Mann.

In der Adoleszenz mit ihrem Beginn in der Pubertät kommen wir in den Bereich, der von der Kindheit zum Erwachsenwerden führt. Bestimmt ist die Pubertät durch einschneidende körperliche und damit zusammenhängend seelisch - geistige Veränderungen. Die hormonellen Umstellungen dieser Zeit werden in unserer Kultur vor allem von den Jungen verwirrend und verunsichernd erlebt. Da bei uns normalerweise die Mutter den Heranwachsenden näher ist als der Vater, haben die Mädchen eine viel selbstverständlichere Möglichkeit sich in ihrer Geschlechterrolle zu orientieren und mit dem weiblichen Elternteil zu identifizieren als die Jungen, die nicht, wie in der islamischen Kultur, schon Jahre vor der Pubertät bei den Vätern aufwachsen. Mädchen können sich schon früh als Frauen fühlen, Jungen müssen erst zu Männern werden, leben aber nicht in der Nähe des Vaters, sondern werden von der Mutter aufgezogen und sind da durch die Mütter nicht selten einem ausgesprochenen oder unausgesprochenen Negativurteil was die erzieherischen Fähigkeiten der Männer betrifft infiziert. Wo kann sich der Junge bei uns orientieren? Einerseits ist er in diesem Alter wie alle Jugendlichen noch auf die Geborgenheit durch die Eltern, hier die der Mutter angewiesen, andererseits soll, will und muss er lernen, sich als Mann zu fühlen, sich also von der weiblichen Identität Mutter unterscheiden und abgrenzen. Mich wundern die Zerrissenheit und Orientierungslosigkeit vieler unserer männlichen Pubertierenden mit ihren zum Teil maßlosen Widerspenstigkeiten und Unverschämtheiten nicht. - So gesehen scheinen es die Mädchen bei uns leichter zu haben. Allerdings ist nach meiner Ansicht diese Art der Identifikation mit der weiblichen Identität als Mutter ebenso problematisch. Aus der einseitigen Identifizierung mit der Mütterlichkeit der Mütter

führt für das Mädchen kein Weg zu einer Identität lustvoller genitaler weiblicher Sexualität mit dem Mann, bei der die Sorge um die Kinder nicht mehr im Zentrum ihres Lebens als Frau stehen muss.

Die Frage, ob ein Paar ein Liebespaar bleiben kann, wenn es zum Elternpaar wird, hängt davon ab, ob sich in der Familie Elternschaft und lustvolles erotisch sexuelles Leben gegenseitig ausschließen. Dabei ist es m.E. auch ganz entscheidend, ob die Kinder altersangemessen als Sexualwesen gesehen und respektiert werden. Der Vater jedenfalls, der zu seinem Sohn sagte „*Such dir selber eine Frau*“, hat seinen Sohn als Konkurrenten ernst genommen und der Sohn hat seinen Vater als Mann erfahren, den er ernst nehmen muss, der aber auch ihn als Konkurrenten bei der Mutter ernst nimmt. Und die Ehefrau hat erlebt, dass ihr Mann sie begehrt.

Ich möchte hier noch auf eine Erfahrung hinweisen, die meine Frau, Ursula Wienberg, und ihr Kollege, Matthias Wenck, bei der Kindergruppenanalyse gemacht haben. Parallel zur Kindergruppentherapie findet die Elternarbeit ebenfalls in einer Gruppe statt. - Ich zitiere: *„Die Angst der Eltern vor einer „falschen“ Entwicklung ihrer Kinder ist riesig und manchmal das gesamte Familienleben bestimmend und einengend. Manchmal zerstören diese Ängste die früher guten Beziehungen des Elternpaares und lassen aus ihnen einsame Menschen werden, deren frühere Hoffnungen und Wünsche zerstört sind. In der Konzentration auf die Kinder und deren „positive und erfolgreiche“ Entwicklung geschehen Einengung, Frustration, gegen die sich die Kinder wiederum mit allen Mitteln wehren.*

Und ein anderes Beispiel für einen solchen Prozess, in dem die Besorgnis destruiert und Vertrauen in die Fähigkeiten wachsen konnte: In eine Elterngruppensitzung kam ein Paar etwas verspätet und setzte sich auf zwei gegenüberliegende Plätze. Die Gruppenleiterin sagte gerade etwas, als die Frau ihren Mann intensiv anlächelte, und als die Gruppenleiterin laut überlegte, ob das Lächeln mit dem zu tun haben könnte, was sie gerade gesagt hatte. „Ach nein“, antwortete die Frau weiterhin lächelnd, „das hat damit nichts zu tun, ich hab gar nicht zugehört, ich war ganz wo anders. Ich hab nur grad meinen Mann so gern angeschaut!“ Dies war gegen Ende der vierjährigen Teilnahme ihrer Tochter an der Kindergruppe – deutlich erkennbar – Ausdruck des Entwicklungsprozesses eines überbesorgten Elternpaares, das sich als Liebespaar fast aus den Augen verloren hatte durch die Konzentration auf die Sorge um die Tochter und darauf, wer es besser macht.

Die Prozesse bei den Eltern wirkten sich gerade bei den Kindern, die unter entwicklungsbehindernder Fürsorge oder unter dem Bild, das ihre Eltern entworfen hatten, zu leiden hatten, entlastend aus. Es war hilfreich, zu erkennen, in welchem hohem Ausmaß manche Eltern mit Scham und Schuldgefühlen belastet waren. Obwohl die meisten sich gerne zur Teilnahme an der Elterngruppe entschlossen hatten, um endlich mit anderen „in einem Boot“ zu sein, wurde doch bald deutlich,

dass sie von Ängsten geplagt waren, sie könnten als unzulängliche Eltern „entlarvt“ werden, schuldig daran, dass mit ihren Kindern etwas nicht stimmt. Durch das allmählich gewachsene Vertrauen und das „Sichaufgehobenfühlen“ in der Gruppe traten diese Ängste mehr und mehr in den Hintergrund. Die Eltern konnten allmählich zulassen, dass ihre Kinder anders sind, als ihr Wunschbild von ihnen, und dass sie so sein dürfen, ohne dass sich die Eltern dafür schämen müssen. Dies war ein langer, schwieriger und beglückender Prozess.“ Zitat Ende

Das Zitat macht deutlich, wie wichtig es bei der psychotherapeutischen Elternarbeit ist, Interesse für die Eltern in ihrem „So-Sein“ zu entwickeln statt ihnen nahezubringen, -wie das oft in Therapien mit Kindern und Jugendlichen zu passieren scheint – dass sie ihr Verhalten als Eltern verbessern sollen. Dabei entsteht leicht die Gefahr, dass es bei Kindertherapeuten zu einer emotionalen Parteinahme für die „armen“ Kinder gegen die „bösen“ Eltern kommen kann; im Hintergrund spielt oft auch die Fantasie eine Rolle, für das Kind die bessere Mutter oder der bessere Vater sein zu sollen, was auf eine frühe, nicht analysierte Parentifizierung des Therapeuten mit all der damit verbundenen Überforderung hindeuten kann. Die emotionale Parteinahme für das Kind gegen die Eltern ist allein schon deswegen problematisch, weil wir mit so einer Einstellung zwischen das Kind und die Eltern geraten, aber wir wollen ja für die Kinder und deren Bezugspersonen hilfreich sein. Die Eltern kommen normalerweise ja gerade deswegen mit ihren Kindern zu uns, weil sie ihrerseits ganz erheblich unter den Konflikten leiden, die sie mit ihren „bösen“ oder „schlimmen“ Kindern haben. Das Leiden an den Konflikten ist jedoch für die Beteiligten und damit auch für unsere Beurteilung und Einflussnahme auf die Entwicklung aller Beteiligten die entscheidende Chance für eine Veränderung. Es geht also bei der Therapie nicht vorrangig um die Beseitigung des Konfliktes (der „Störungen“), sondern darum, in einer psychoanalytischen Haltung den Sinn dieser Störungen herauszufinden, anzuerkennen und therapeutisch nutzbar zu machen. Das kann beispielsweise durch eine genaue Recherche geschehen, herauszufinden, wie weit in der Kindheit der Eltern oder eines Elternteiles eine ähnliche oder gleiche Beeinträchtigung wie beim „gestörten“ Kind gegeben war, bei der ihnen damals keine Hilfe zuteilwurde. Gelingt es, durch das Verständnis für die frühe Not der Eltern, diese zu erreichen, verringert sich in der Regel die aktuelle Not des Kindes ganz von selbst.

Um diese „Recherche“ durchzuführen ist es sinnvoll, sich mit der Lebensgeschichte des Elternpaares, den Strukturen von Paarkonflikten und deren Folgen für die Kinder zu beschäftigen. So gesehen gehört die Therapie der Kinder und das Interesse für die Geschichte der Eltern und deren Paarbeziehung zusammen. Klar ist aber gleichzeitig, dass der Kindertherapeut nicht gleichzeitig bei den Eltern des Kindes eine Paartherapie durchführen kann. Wozu die Elterngespräche jedoch dienen könnten wäre, dass dabei nicht in erster Linie die Störung des Kindes, sondern das Leiden der

Eltern an der Familiensituation im Mittelpunkt steht. Das heißt beispielsweise, dass der Kindertherapeut die Schuldgefühle der Eltern über ihr vermeintliches oder echtes Versagen den Kindern gegenüber in erster Linie als ein Leid anerkennt, für das keine Verurteilung, sondern eine verständnisvolle Hilfe angemessen ist.

Eine andere Gefahr bei der Elternarbeit sehe ich in der Vorstellung, man müsste den Eltern Ratschläge geben, wie sie mit ihren Kindern besser umgehen könnten. Das würde aber heißen, dass wir im Umgang mit verunsicherten Eltern von der psychoanalytischen Haltung, den verborgenen Sinn von Symptomen und Störungen herauszufinden, abgehen und statt das Unbewusste zu analysieren, auf die Wirkung von rationalen Appellen bauen.

Wir wissen, dass Störungen von Kindern in der Regel ihren tieferen Grund in den Störungen der elterlichen Beziehung haben und damit in deren Leid wurzeln. Das gemeinsame Unbewusste der Familie ist der eigentliche Gegenstand, mit dem wir es zu tun bekommen, wenn Eltern uns ihre Kinder zur Therapie bringen. Man kann aus diesem Grund das Leid und damit auch die neurotischen Symptome der Kinder prognostisch als das Heilungspotential der Familie sehen, wenn wir diese Symptome nicht allein als das Problem der Kinder betrachten, sondern als einen wichtigen Teil der unbewussten Botschaft sehen können, die uns die Eltern mit ihren Kindern in unsere Praxis bringen.

Literatur

Sigmund **Freud**, (1905) Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie

Mathias **Hirsch**, (1987) Realer Inzest. Psychodynamik des sexuellen Missbrauchs in der Familie. Springer Verlag, Berlin 1987

Holzmann Deanna & **Kulish** Nancy: (2008) Weiblicher Exhibitionismus - Identifizierung, Konkurrenz und schwesterliche Verbundenheit. in: Angela Mauss-Hanke (Hg) Internationale Psychoanalyse . Band 8, Psychosozial-Verlag. ISBN 978-3-8379-2266-0. (S170 ff)

Katechismus der kath.Kirche. OldenbourgVerlag München 2005.

Joachim Küchenhoff, (1999) „Verlorenes Objekt, Trennung und Anerkennung“ - Zur Fundierung psychoanalytischer Therapie und psychoanalytischer Ethik in der Trennungserfahrung - Überarbeiteter Vortrag, gehalten anlässlich der Lindauer

Arbeitstagung der DGPT im September 1998 in: Forum der Psychoanalyse, Band 15, Heft 3, September 1999, S.189-203.

Hans W. Loewald, (1986) Das Dahinschwinden des Ödipuskomplexes; in: Hans W. Loewald, Psychoanalyse. Aufsätze aus den Jahren 1951 – 1979 (Stuttgart, Klett-Cotta, 1986)

Carl-Heinz **Mallet**, (1990) Kopf ab! Über die Faszination der Gewalt im Märchen. DTV 15077- München 1990

Klaus **Meyer-Abich**, (2012) Was es bedeutet gesund zu sein. Philosophie der Medizin. Carl Hanser Verlag München 2012

Hansjörg **Pfannschmidt**, (2005) Paartherapie als psychoanalytisches Geschehen. Vortrag, gehalten vor der DPG Arbeitsgruppe in Fürth am 15.04.2005; veröffentlicht in : WWW.pfannschmidt.info

Thomas **Stark**, (2007) Psyche 7, 63. Jg. S.683 ff. Die Widerspenstigkeit des Subjekts. Zur »quasi-natürlichen Kraft des Negativen« Überarbeitete Fassung eines Vortrags vom 12.10.2007

Ursula **Wienberg** / Matthias **Wenck**, (2012) Zerstörung tut Not?! Das Zulassen von Destruktivität in der Kindergruppe ermöglicht unverzichtbare Entwicklungsräume. Eröffnungsvortrag beim 8. Kasuistischen Workshop für Kinder- und Jugendlichen-Gruppenanalyse in Heidelberg

Ursula **Wienberg**, (2012) **Kindergruppenanalyse**. Eine intensive Form der psychoanalytischen Kindertherapie oder ein unmögliches Unterfangen? In: Springer, Janta, Münch [Hrsg.] Nutzt Psychoanalyse?! Psychosozial Verlag,